

# Leserbriefe

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **69 (1982)**

Heft 6: **gewöhnlich - alltäglich - trivial**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Intérieurs/Innenräume – Wohndokumente, Fotografien aus Belgien und Deutschland (Ausstellungsraum 1. Stock) 24.6.–15.8.

**Kunsthau Zürich**

Enzo Cucchi – Zeichnungen und Bilder (Graphisches Kabinett und Erdgeschoss) bis 8.8.

Jean Tinguely (Grosser Ausstellungssaal) bis 8.8.

Mario Merz/Martin Disler (Erdgeschoss) bis 18.7.

Gotthard Schuh – Fotografien bis 29.8.

**Graphische Sammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich**

Hauptgebäude ETH, Eingang Künstlergasse

Gregor Rabinovitch, 1884–1958

Menschenbild zwischen den Kriegen bis 18.7.

**Museum Rietberg Zürich**

Haus zum Kiel

Stabpuppenspiel auf Java

«Wayang Golèk», Figuren aus einer Zürcher Sammlung

28.5.–24.9.

**Ausland  
Deutschland**

**Gesamthochschule Kassel**

Ausstellungshalle «K 18»

K 18-Stoffwechsel

20.6.–28.9.

**Grossbritannien**

**Victoria and Albert Museum London**

The Indian Heritage

Kultur der Mogulkaiser

bis 15.8.

**Tate Gallery London**

Graham Sutherland

bis 4.7.

Paint & Painting

bis 18.7.

Julian Schnabel

30.6.–5.9.

Giorgio de Chirico

4.8.–3.10.



John Singer Sargent: Claude Monet Painting at the Edge of a Wood

**Italien**

**Uffizien Florenz**

Selbstbildnisse des 20. Jahrhunderts

bis September

Tempelgiebel von Talamone

bis September

**Österreich**

**St. Peter in Salzburg**

Das älteste Kloster im deutschen Sprachraum – Schätze europäischer Kunst und Kultur

bis 26.10.

**Leserbriefe**

**Potemkinsche Visionen**

Vor einigen Wochen wurde im ZDF ein Interview über den Verlauf der IBA ausgestrahlt, in dem Professor Hämer sowie Professor Kleihues über einige Projekte bzw. Vorgehensweisen befragt wurden. Der Reporter ging über so banale Fragen nach den Preisen über zu der wichtigen Anfrage, mit welchen Argumenten eigentlich ein Wettbewerbsergebnis wie z.B. die Projekte für die Südliche Friedrichstadt, einen Standort unmittelbar an der Berliner Mauer, von offizieller Architektenseite zu vertreten sei.

Die Frage nach dem Sinn der prämierten Arbeiten scheint verständlich zu sein; denn der Eindruck des Kasernen- oder Gefängnishafens beeindruckte sicher nicht nur den Normalbürger, sondern zumindest auch einen Teil der inzwischen sonst so abgebrühten Architekten selbst. Dabei schockiert in erster Linie die Tatsache, dass ein solcher Standort dazu benutzt wird, neben einer monumentalen Kulissenarchitektur eine Aussichtsterrasse nach Osten mit Blick auf Todesstreifen, Panzersperren und Wachtürme als besonderen Gag anzubieten.

Angesichts dieser ebenso provozierenden wie berechtigten Frage des Reporters müsste man von offizieller Architektenseite vor allem darum bemüht sein, eine Antwort zu finden, die dem Fragesteller einige nachvollziehbare Argumente liefert. Herr Kleihues hingegen übergang mit der üblichen Nonchalance diese Herausforderung und liess die Frage einfach unbeantwortet. Und dieses Übergehen von Fragen ist symptomatisch für die breite Kluft, die sich seit nun mindestens 60 Jahren zwischen der Architektenwelt und der Normalbevölkerung auftut, die noch immer nicht bereit ist, die ihr verpasste moderne Architektur auch wirklich nachvollziehen zu lassen.

Wie sollte sie auch, wenn anstelle redlicher Antworten abstruse Erklärungen abgegeben werden, wie etwa diese hier:

«Was in diesen Wettbewerben an Entwürfen geboten wurde, ist die Auslese der internationalen Architekturavantgarde. Was man mit einem solchen Wettbewerb erreichen wollte: eine pluralistische Diskussion entfachen.»

Welche Oberflächlichkeit und

Naivität offenbart eine solche Aussage!

Die pluralistische Diskussion unter eingeweihten Insidern, kann dies die Antwort auf die Frage nach dem Sinn von Architekturaufgaben sein? Es ist im Gegenteil eine Antwort, die an den direkten Anliegen von Betroffenen und Normalbürgern bewusst vorbeizieht und die Möglichkeit einer Verständigung von vornherein ausschliesst.

Dabei ist dieses eine spezielle Projekt der IBA nur ein Beispiel innerhalb einer langen Reihe von ähnlichen Fällen, in denen Architekten auf die gleichen bohrenden Fragen dieselbe gleichzeitig elitäre und ignorante Haltung einnehmen, eine Haltung, die bewusst nur die theoretischen Aspekte berücksichtigt, die von vornherein nur die Diskussion über etwas so Banales wie Programmstellungen, Standortfragen, Preise, aber auch vor allem auch Bedürfnisse und Vorstellungen von Nutzern als lästige, hinderliche Probleme abtut.

Muss man sich dann aber wundern, wenn die Gesellschaft angesichts solch elitärer Insiderdiskussion nicht nur mit Unverständnis, sondern auch Verärgerung oder sogar Empörung auf die vielgepriesenen Architekturprodukte reagiert?

Was nützt der Stadt Berlin, was nützt dem Bürger die sogenannte «internationale Avantgarde», wenn die Antworten, die sie in Form ihrer geplanten und gebauten Projekte gibt, losgelöst von allen irdischen Zwängen weder um einen sozialen noch realen Bezug bemüht ist?

Dass eine spezielle Gruppe von Architekten sich realer Problematik entzieht, dass sie in elitärer Diskussion Genüge findet, wäre im Grunde unerheblich, wenn sie nicht den Nebeneffekt hätte, dass diese arrogante Haltung als weitere negative Dreingabe auf das gesamte, ohnehin sehr ramponierte Architektenimage zurückfiele.

Wie glaubwürdig kann ein Berufsstand überhaupt noch bleiben, wenn man selbst auf offensichtliche architektonische Fehlentwicklungen nur mit müdem Achselzucken erklären kann: Da hat sich eben die internationale Avantgarde oder da habe ich mich geirrt.

Müssen diese lapidaren Antworten von der anderen Seite nicht geradezu als Hohn aufgefasst werden?

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an eine solche Antwort,

die Professor Ungers vor ca. 2 Jahren während eines offiziellen Statements gab, als er nach seiner eigenen Einschätzung des Projektes «Märkisches Viertel» in Berlin gefragt wurde: «Da habe ich mich eben geirrt. Die Aufgabenstellung, ein solches Bauvolumen von mehreren hundert Wohneinheiten zu erstellen, war für mich völlig neu.»

Da habe ich mich geirrt, nun müssen eben mehrere hundert Betroffene zusehen, wie sie mit diesem Irrtum zurechtkommen!

Nicht nur beim Märkischen Viertel hat man sich geirrt.

Geirrt hat man sich auch in x anderen Fällen.

«Wie konnte nur z.B. Ratingen-West entstehen?» So lautete die Frage eines anderen Reporters anlässlich eines weiteren kürzlich ausgestrahlten Fernsehinterviews.

«Das war ein Wettbewerb. Diese Art von städtischer Verdichtung war damals Mode», so lautete die Antwort des offiziellen Vertreters der Architektenkammer.

Geirrt hat man sich dann auch bei den Bauten des Bildungsbooms, den reproduzierbaren Universitäten und den Gesamtschulen, die nach den Funktionsprinzipien von Legehennenanstalten ausgelegt sind.

Geirrt hat man sich bei der Anlage von Trabantenstädten, bei dem Propagieren städtischer Verdichtung um jeden Preis, geirrt hat man sich beim Entwurf der kommunikationslosen Zeilenbauten, der scheinbar platzsparenden Hochhäuser, der wie riesige Funktionsmaschinen konzipierten Grosskrankenhäuser oder auch der so schnell und billig zu fertigenden Wohnbauten in Fertighausweise.

Man hat sich eben geirrt.

Aber ist es eigentlich nicht merkwürdig, dass ein Berufsstand sich bereitwillig auf so viele Irrwege einlässt, dass er sich lieber immer wieder in das Abenteuer neuer Trends wirft und noch immer, ungebeugt von Zweifeln, neue Dogmen verkündet, anstatt endlich damit zu beginnen, nach möglichen Ursachen für die zahlreichen und offensichtlichen Fehlentwicklungen zu forschen?

Die unausbleibliche Folge einer solchen wirklichkeitsfremden Haltung kann doch nur die sein, dass die eigene Glaubwürdigkeit immer weiter unterminiert wird und eines Tages restlos verlorengelht.

Die Quittung für dieses Verhalten erhält unser gesamter Berufsstand früher oder später: Wir erhalten

sie in Form von immer weniger Unterstützung seitens der Bauherren, wenn wir qualitativere Architektur fordern. Wir erhalten sie in Form von immer mehr Reglementierungen und Limitierungen, mit denen die behördlichen Institutionen unseren entwerferischen Handlungsspielraum einengen.

Wir erhalten sie in Form eines massiven Angriffs wie des im Juni letzten Jahres erschienenen Spiegel-Artikels «Der Mensch ist Nebensache».

So ungerecht solche Artikel manchen Architekten oder manches Bauwerk treffen mögen, der Kern der Kritik trifft genau den wundensten Punkt der heutigen Architekturszene: Der Mensch ist nicht mehr inhaltlicher Mittelpunkt der meisten heutigen Planungen, ihm wird im Gegenteil eine Architektur verpasst, die ihm Wesen mit angeblich höheren Ansichten überstülpen, weil für sie z.B. die pluralistische Diskussion momentan so ungeheuer wichtig ist.

Kann es aber wirklich die Aufgabenstellung von Architektur in der heutigen Zeit sein, eine pluralistische Diskussion zu führen, in der vor allem formale Prinzipien, historische, metaphysische und philosophische Bezüge zur Sprache kommen und in der am Ende nur noch die Gesetze einer reinen l'art pour l'art Geltung haben?

Dabei ist es nur zu offensichtlich, dass die Annahme, man könne Architektur lediglich aus ihren formalen Qualitäten heraus betrachten und entwickeln, wiederum nur einen neuen Irrweg darstellt. Denn das Zurückziehen auf rein formale und ästhetische Aspekte ist schon deshalb nicht möglich, weil dabei die Komplexität des Aufgabenfeldes der Architektur unberücksichtigt bleibt. In Wirklichkeit setzt es sich aus einer Vielzahl unterschiedlichster Faktoren und Anforderungen zusammen: aus technischen und ökonomischen, aus sozialen und formalen, aus zweckmässigen und ästhetischen, aus psychischen und physischen. Architektur erfüllt ihre Aufgabe dann um so besser, wenn es gelingt, all diese unterschiedlichen Anforderungen zu einem einheitlichen Ganzen zu verweben.

Der Versuch, Einzelaspekte aus diesem Kontext herauszulösen, muss unweigerlich zu einer Vereinseitigung der Sichtweise und damit zu Fehlentwicklungen führen.

Gerade aber diese Einseitigkeit, die Reduzierung des Blickwin-

kels auf einen Einzelaspekt, war ein Hauptkriterium, mit dem die sogenannten Rationalisten seinerzeit gegen den internationalen Funktionalismus zu Felde gezogen sind.

Gegeisselt wurde eine Entwicklung, die, aus reinem Zweckdenken geboren, in letzter Konsequenz zu dem Resultat führte, dass Architektur zu einem beliebig produzierbaren Massenartikel herabgewürdigt wird. Als Alternative zu diesem Zweckdenken wurde von dieser Gruppe die Fassade mit ästhetisch anspruchsvollem Design und historischem Bezug als richtungweisende Zielsetzung in der Architektur angeboten.

So wichtig eine Wiederbelebung dieser stark vernachlässigten Aspekte tatsächlich ist, als einziges Kriterium herausgehoben, kann sie unmöglich einen befriedigenden Lösungsansatz bringen. Im Gegenteil, diese wiederum vereinseitigte Vorgehensweise führt zu dem fatalen Kuriosum, dass beide Auffassungen trotz ihrer äusseren Gegensätzlichkeit eine grundsätzliche Gemeinsamkeit aufweisen.

*Beide, sowohl der merkantil ausgebeutete Funktionalismus als auch der sogenannte Rationalismus, degradieren den ganzheitlichen Komplex Architektur zu einer Ware, die nun nach den Gesetzen der freien Marktwirtschaft regelrecht vermarktet wird: als billiger Konsumartikel, ja selbst als Einwegware zum einen, als Luxusartikel mit Sensationscharakter um praktisch jeden Preis zum andern.*

Dabei scheint die zweite Vorgehensweise nur scheinbar mehr auf Tradition, die Situation oder den Menschen bezogen zu sein: Die Entwürfe bleiben Kulisse, hinter deren Fassaden die Programme noch immer unverändert sind.

Insofern hat diese Vorgehensweise eine fatale Ähnlichkeit mit der Erschaffung Potemkinscher Fassaden: Auch hier gelingt es nur für einen Moment, bei flüchtiger Betrachtung darüber hinwegzutäuschen, dass sich an inhaltlicher Leere oder menschenfeindlicher Organisationsform so gut wie nichts geändert hat.

Diese Art von Indoktrination und Missachtung konkreter Aufgabenstellung und realer Bedürfnisse muss letztendlich in dieselben Sackgassen führen, in die auch die kompromisslosen Zielsetzungen der Avantgarde der zwanziger Jahre in ihrer weiteren Entwicklung geführt haben.

Welche Wege aber bieten sich aus dem heutigen Dilemma an? Vor lauter elitärer Diskussion scheint die Sichtweise ganz allgemein vernebelt zu sein. Nur vereinzelt und vollkommen ineffektiv versuchen wir, die tatsächlichen Gefahren, die das Architekturgeschehen bedrohen, zu bekämpfen.

Ich nenne in diesem Zusammenhang die Verkommerzialisierung des Baugeschehens, die Verbürokratisierung der Planungs- und Entscheidungsprozesse, die Reduktion der Programme auf das reine Existenzminimum, die nichtmessbare Faktoren wie etwa das psychische und physische Wohlbefinden vollkommen unberücksichtigt lassen.

Erst alle diese Faktoren gemeinsam konnten das ungeheure Ausmass unserer ahumanen und verbauten Umwelt erzeugen.

Wenn wir aber angesichts dieser Missstände nicht den Mut haben, gegen diese Umstände anzugehen, wenn wir lediglich den Versuch machen, unmenschlichen, von reinem Zweckdenken diktierten Programmen die Ordnung einer historischen Struktur und Ornamentik überzustülpen, erweisen wir uns letztendlich als ebenso verantwortungslose Erfüllungsgehilfen korrupter Systeme wie z.B. jene Bauspekulanten, die ihre Bauvolumen in erster Linie nach den Gesichtspunkten der Gewinnmaximierung durchziehen.

Aus diesem Teufelskreis von Abhängigkeiten kann man nur ausbrechen, wenn man sich auf das zurückbesinnt, was so lange so sträflich missachtet wurde: die Planung am Menschen selber, an seinen Bedürfnissen auszurichten.

Man könnte hierbei Robert Venturis Erkenntnis «Main street is almost alright» durchaus erweitern zu der Aussage «People's dreams are almost alright».

Beispiel hierfür ist eben nicht nur die «funktionierende» Hauptstrasse mit ihrem vielfältigen Angebot von Nippes bis zur Frittenbude, Beispiele hierfür sind ebenso – trotz allem Naserümpfen – die liebevoll gepflegten Schrebergartensiedlungen wie ihre exotischen Gegenstücke, die individuellen «handmade houses».

So verschieden die Ausdrucksformen dieser baulichen Alternativen sind, beweisen sie doch alle eine ungeheuer dichte Verbindung zur Natur, eine ungebrochene Kraft der Phantasie und ein ebenso unbekümmertes Verhältnis zu Farben, Formen und Materialien.

Insofern sind diese Bauformen die bildhaftesten Kontraste nicht nur zu der Sterilität und Monotonie der heutigen Rasterbauten, sondern ebenso zu der Hohlheit und Kulissenhaftigkeit der sogenannten «rationalistischen Architektur».

Sie lehren uns ganz unmittelbar, wie sich ursprüngliches Empfindungsvermögen und Lebensgefühl gegen alle Schematisierungstendenzen durchzusetzen vermag. Sie beweisen uns, dass die menschlichen Urbedürfnisse sich nicht manipulieren lassen.

Noch immer fühlen wir uns wohl, wenn es weder zu heiss noch zu kalt ist, noch immer brauchen wir ausser Licht auch Schatten, ausser der Aktivität am Tage die Ruhe der Nacht, noch immer wird erst dann der Raum zum Erlebnis, wenn in ihm die spannungsvollen Gegensätze zwischen dem Hoch und Tief, Eng und Weit, Gerade und Krumm, Nah und Fern berücksichtigt werden. Noch immer suchen wir einerseits die Geborgenheit einer Höhle und andererseits die Freiheit weiter und offener Räume.

Diese Erkenntnisse gelten eben nicht nur für jedes Individuum, sie sind durchaus auch als generelle Erkenntnis in Bauten auch für die sogenannte «anonyme Masse» umzusetzen. Und sie beschränken sich keineswegs auf Gebiete wie den Wohnungsbau, sondern gelten schlechthin für alle Bereiche der Architektur. Sie sind im Gegenteil ohne grossen technischen und finanziellen Aufwand bei all den unterschiedlichen Aufgaben anzuwenden, die uns die tägliche Praxis beschert.

Die lebendige Atmosphäre, welche Gebäude ausstrahlen, die nach diesen Erkenntnissen entworfen sind, basiert auf der Schaffung differenzierter Räume, dem bewusst eingesetzten Kontrast von Licht und Schatten, der Verwendung von natürlichen Materialien sowie der Einbeziehung von Farben und natürlichen Pflanzen in die Architektur.

All diese unterschiedlichen Komponenten erzeugen das, was unter Lebensraum zu verstehen ist, und man kann leicht beobachten, dass diese Gebäude von ihren Bewohnern ganz spontan in Besitz genommen werden und dass die Menschen sich hier wie zu Hause fühlen.

Über all den Diskussionen sollte man eine Tatsache nicht übersehen: Der Wunsch nach Verständnis, nach Identifikation, nach Übereinstimmung mit heutigen Architekturformen ist in der Bevölkerung,

wenn auch zum Teil nur schwach artikuliert, durchaus vorhanden. Es wäre sträflich, den Versuch eines Dialogs leichtfertig von vornherein abzutun.

Der Anspruch, mit seinen Bedürfnissen, Wünschen oder auch Leiden ernst genommen zu werden, ist vielmehr ein ganz elementares Bedürfnis jedes einzelnen: So wie der Bürger den Rechtsanwalt oder das Gericht aufsucht, weil er der Hoffnung ist, dass man nicht über abstrakte Begriffe redet, sondern sein reelles Anliegen verhandelt, genauso wird er sich im Krankheitsfalle zum Arzt begeben mit dem Wunsche, sich heilen zu lassen, nicht aber, um sich abstrakten oder experimentellen Methoden auszuliefern.

Genauso konkret sollten wir die berechnete Forderung nach einer menschengerechteren Umwelt aufpassen: Nicht leere Hüllen zu produzieren kann unsere Aufgabe sein, sondern einen Lebensraum zu schaffen, der im besten Sinne für die Menschen bewohnbar ist. Brigitte Parade

**Diskussion über den Zeitungsartikel im «Basler Magazin» vom 24.4.82, Luigi Snozzi: «Neue Landschaften bauen».**

Um die Diskussion weiterführen zu können, lege ich einige Einwände und Bedenken offen auf den Tisch.

Im Snozzi-Artikel gibt es Textformulierungen, die ich nicht verstehe. Mag sein, dass die Übersetzung nicht gelungen ist, dass allzu viele Zusammenhänge nur torsohaft dargestellt worden sind.

Es gibt Widersprüchliches, zum Beispiel folgendes: Vergleicht man die publizierten und besprochenen Projekte (Celerina, Bellinzona, Luzern) miteinander, so findet man den gleichen architektonischen Typus, den «Tausendfüssler», entweder gerade, schnurgerade oder gekrümmt. Auf verschiedene Orte, historische Orte, wird mit dem gleichen Muster geantwortet. Wann und wie wird dann die historische Dimension wirksam?

Typus mit Variationen



Gewiss, der «Tausendfüssler» hat seine Vorteile:

Beide Längsfronten sind typisch, ungleich, verschieden. Ich kann mich orientieren, es gibt keine

Vorder- oder Rückseite, es gibt verschiedene Hauptseiten: glatt – gerade, buckelig – gerade (gekrümmt). Der «Tausendfüssler» ist «formenwirksam». Das Gegenstück dazu ist der gewöhnliche Block: hinten wie vorne gleich, gleich langweilig.

Auch ein Typus mit Variationen



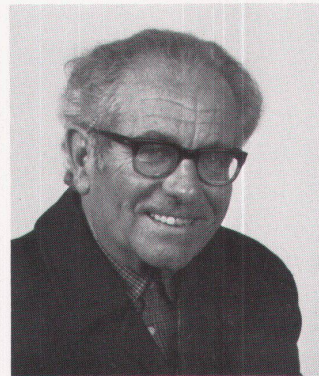
Warum ich trotzdem etwas gegen den «Tausendfüssler» habe:

Seine Form wirkt «forciert». Snozzi bedient sich dieser Form, weil er wichtige Bedingungen mit seiner Arbeit erfüllen will. Er weiss, seine Lösung ist visuell interessant und gelungen. Zu Beginn des Entwurfs legt er das Endergebnis fest. Dieses Verhalten ist folgerichtig, wenn man Architektur, losgelöst aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang, als selbständige Disziplin versteht. Snozzi macht wieder «Architektur» mit «Regeln und Typen» (Aldo Rossi). Seinen «Tausendfüssler» verwendet er rezepthaft, ob Landschaft oder Stadt, ob Tessin oder Zentralschweiz, ob Büro- oder Wohnhaus. Wichtig ist ihm, dass die Architektur wieder visuelle Qualitäten bekommt.

Im Gegensatz dazu eine rezeptlose Architektur, eingebettet in den ganzen gesellschaftlichen Bezug, und deshalb vielfältig, formenreich, differenziert und «natürlich». Das Endergebnis ist nur über einen langen Prozess zu finden. Nur wenige Architekten sind in der Lage, diesen Weg zu gehen. Der Aufwand, geistig und zeitlich, ist gross – und deshalb unrealistisch.

Vielleicht deshalb ein Zurückgehen auf eine andere Art von Architektur, auf eine weniger anspruchsvolle und elitäre – ein Rückzug auf architektonische «Regeln und Typen». Der einzige sichere Weg auch für Schulen! Oder nicht?

Max Graf, Architekt BSA SWB



Abitur studierte er Architektur in Dresden, München, Hannover und Zürich, wo er bei Otto Salvisberg diplomierte. Nach Studien in Italien arbeitete er als Architekt in Stockholm, wo er bei verschiedenen Grossbauten, unter anderem dem Söder-Krankenhaus in Stockholm, praktische Erfahrungen sammeln konnte.

Während des Krieges kehrte er in die Schweiz zurück, arbeitete später in Basel und eröffnete nach dem Wettbewerbserfolg für den Wiederaufbau des abgebrannten Dorfes Trans im Domleschg in Davos ein eigenes Büro.

1958 erreichte ihn der Ruf als Direktor der Werkkunstschule in Hannover. Gleichzeitig erhielt er den Auftrag für den Neubau dieser Schule, eine nicht alltägliche Chance für den Architekten Zietzschmann. Während dieser Zeit gründete er den Werkbund in Niedersachsen/Bremen und gestaltete während vieler Jahre auf der Hannover-Messe die Ausstellung «Gute Industrieform» mit den Sonderschauen «Hand und Gerät» sowie «Faktor Farbe». In dieser Zeit hielt er Vorlesungen an der Technischen Universität in Hannover. Aufgrund seiner Verdienste wurde ihm der Titel eines Honorarprofessors verliehen.

Nach neunzehnjähriger Tätigkeit im Norden Deutschlands kehrte er nach seiner Emeritierung 1977 wieder in seine Heimat zurück und lebt jetzt am Zürichsee. Er hält weiterhin Vorlesungen und widmet die nun gewonnene Musse vor allem der Musik. Als Pianist spielt er heute mit drei Kammermusikgruppen.

Dem offenen und herzlichen Menschen, dem Lehrer, Architekten und Musiker wünschen seine Freunde einen auch weiterhin erfüllten Lebensherbst in seiner geliebten Heimat am Zürichsee. Jürgen Joedicke

**Geburtstag**

**Ernst Zietzschmann 75 Jahre alt**

Ernst Zietzschmann, lange Jahre Chefredaktor von «Bauen + Wohnen», beging am 8. Mai seinen 75. Geburtstag. Geboren in Zürich, besuchte er dort Volksschule und Gymnasium bis 1924, als sein Vater einen Ruf an die Tierärztliche Hochschule Hannover annahm. Nach dem